Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Direkte tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 581. **Freitag** den 29. November 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 29. November.

Ein Theil der Presse, besonders der socialdemokratische und der „freisinnige", beschäftigt sich seit einigen Tagen sehr lebhaft und leidenschaftlich mit einer Aeußerung, die der Reichstagsabgeordnete Freiherr **von Stumm** am Dienstag voriger Woche in einer Conferenz im Beisein des Glasfabrikanten Sulzbach mit dem Delegirten der evangelischen Arbeitervereine an der Saar, Pfarrer **von Lenze**, gethan haben soll. Sie lautet angeblich:

„Alle socialistischen Bestrebungen, wie sie nun auch heißen mögen, besonders aber die christlich-sociale Richtung eines Wagner und Naumann, fördern geradezu nur das Werk der Socialdemokratie; sie beschleunigen nur die Revolution. Dieser Friedrich Naumann ist der reine Thomas Münzer. — Das Unheil einer Revolution will ich von Deutschland abwenden. Ich reise am Freitag zu Seiner Majestät, um als Gast an der Jagd theilzunehmen, und werde ihn, den ich in dieser ganzen Sache eins mit mir weiß, scharf zu machen suchen zur Anwendung rücksichtsloser Gewalt, zum Kampf auf Leben und Tod."

Wir hatten diese Auslassung bisher nicht erwähnt, weil wir glaubten, sie werde von Herrn von Stumm schleunigst dementirt werden. Statt des Herrn von Stumm ließ sich aber zunächst der Pfarrer Lenze vernehmen, welcher der „Frankf. Ztg." schrieb:

„Die in der „Frankf. Ztg." im Abendblatt vom 25. d. M. erschienene Notiz über eine Unterredung zwischen dem Freiherrn von Stumm und mir, als dem Vertreter des Verbandes der evangelischen Arbeitervereine a. d. S., enthält Aeußerungen des Ersteren, die unwahr sind und den Sachverhalt geradezu auf den Kopf stellen, indem der Freiherr von Stumm den Faden der Verständigung mit den christlich-socialen Bestrebungen noch nicht abreißen zu wollen erklärte."

Saarbrücken, 27. November 1895. **Lenze**, Pfarrer em.

Daraus, daß Herr Lenze nur auf den ersten, die christlich-socialen Bestrebungen betreffenden Theil der Stumm'schen Aeußerungen Bezug nahm, den zweiten, die in der Jagdtasche des Herrn v. Stumm steckenden Rathschläge für den Kaiser betreffenden Theil aber unberücksichtigt ließ, wurde nun geschlossen, daß Herr Lenze in diesem Puncte nichts zu berichtigen und daß Herr v. Stumm sich wirklich so ausgesprochen habe, wie berichtet worden. Heute endlich verbreitet „Hirsch's Tel.-Bureau" die Meldung, Herr v. Stumm habe ihm auf Anfrage mitgetheilt, daß der ihm zugeschriebenen Aeußerung, er werde den Kaiser zu einem Kampfe gegen die Socialdemokratie auf Leben und Tod zu veranlassen suchen, auch nicht annähernd etwas Wahres zu Grunde liege; die Aeußerung beruhe im Wesentlichen einfach auf Erfindung. Was er eigentlich gesagt hat, weiß man also immer noch nicht genau; die Entrüstung der socialdemokratischen Presse und ihrer mehr oder weniger verschämten Freunde wird daher voraussichtlich fortdauern. Andere können ruhig abwarten, wie die neue Stumm-Affaire sich weiter entwickelt. Selbst wenn Herr v. Stumm sich ähnlich ausgedrückt hätte, wie behauptet wird, hätte Niemand Ursache, sich darüber zu erregen, als der Kaiser. Am wenigsten die Socialdemokratie. Sie will die „Dictatur des Proletariats" aufrichten und weiß ganz genau, daß diese Dictatur ohne die Mittel der Gewalt sich nicht aufrichten läßt. Sie kann es daher auch nicht verwunderlich oder verdammlich finden, wenn ein leidenschaftlicher Gegner des socialdemokratischen Zukunftsideals die Ansicht äußert, dieses Ideal müsse mit denselben Mitteln abgewendet werden, mit denen die Socialdemokratie es erreichen will. Uebrigens ist es ja gerade die socialdemokratische Presse, die behauptet, durch Gewaltandrohungen gegen die Socialdemokratie werde dieser nur Vorschub geleistet. Der „Vorwärts" und seine mehr oder minder verschämten Freunde hätte also nur Anlaß Herrn v. Stumm dankbar zu sein. Grund zur Verstimmung hätte, wie gesagt, nur der Kaiser, dem Herr v. Stumm unterstellt haben würde, er lasse sich von unverantwortlichen Rathgebern beeinflussen und zu Maßregeln drängen, denen weder die übrigen Bundesfürsten, noch die jetzigen verantwortlichen Leiter der deutschen und der preußischen Politik ihre Zustimmung ertheilen würden. Kann sich Herr v. Stumm von dem Vorwurfe, in renommistischer Weise eines solchen Einflusses sich gerühmt zu haben, nicht reinigen, so wird er seines wirklichen Einflusses bald verlustig sein. Herr v. Stumm kennt übrigens den Kaiser gut genug, um zu wissen, daß dieser nicht nur kein Freund von Beeinflussungen ist, die er „nicht merken soll". Wir halten es daher für mindestens sehr wahrscheinlich, daß Herr v. Stumm gröblich verleumdet worden ist. Andernfalls wird er allein die Folgen zu tragen haben.

Die geplante Aenderung des **Zuckersteuergesetzes** wird bereits in so erregter Weise von radicaler Seite behandelt, als ob morgen diese Frage das Stich- und Schlagwort für allgemeine Wahlen liefern müßte; und doch liegt die Hauptursache des Niederganges der fortschrittlich-liberalen Parteien in der rein agitatorischen Art und Weise, wie dieselben die Fragen der wirthschaftspolitischen Gesetzgebung zu behandeln sich gewöhnt haben. Das gewerbsmäßige Verdächtigen der Gesinnung unserer Gesetzgeber, des ganzen Geistes unserer Gesetzgebung in solchen wirthschaftlichen Interessenfragen hat eben die radicalen Parteien unter den Verdacht gestellt, als fehle ihnen nicht nur das Verständniß für solche Fragen, sondern geradezu der gute Wille, dies Verständniß sich anzueignen. Ein Beispiel derartiger gehässiger Uebertreibung, das die „Vossische Zeitung" heute liefert, muß aus dem besonderen Grunde gekennzeichnet werden, weil das Blatt nicht davor zurückschreckt, das Ansehen Deutschlands in aller Welt herabzusetzen. Der in Aussicht gestellte Entwurf will, wie nochmals kurz erwähnt sei, ein Zweifaches: der Ueberproduction soll dauernd vorgebeugt werden — dazu die Contingentirung und die Betriebssteuer; und es soll den Concurrenzstaaten die Prämienmißwirthschaft verleidet werden — dazu die Kampfesprämien und die, wie diese, vorübergehend gedachte Erhöhung der Verbrauchsabgabe. Man kann nun über den einen wie über den anderen Zweck seine besondere Meinung haben, noch mehr über die Tauglichkeit der vorgeschlagenen Mittel. Namentlich kann man auch streiten, ob der dauernde und der vorübergehende Zweck dergestalt in einem organischen Reformgesetz verbunden werden können. Aber von einem ehrlichen Gegner wird man verlangen dürfen, daß er in jedem Stadium der Auseinandersetzung als den Boden des Streites gelten läßt: einmal, daß wir in Deutschland den Unfug der Prämiengewähr nicht angefangen haben, und zum Anderen, daß die neu geplante höhere Prämie nur als Kampfmittel gedacht ist. Was die Verantwortung für die Entstehung der Prämienmißwirthschaft betrifft, so lehrt jedes Handbuch der Volkswirthschaft, daß Deutschland reine Hände hat. Die Prämie ist eine ausgesprochen französische Erfindung; sie leitet ihren Ursprung zurück auf das französische Gesetz vom 3. Juli 1840, das sog. Farbentypensystem, welches den Raffinerien große Prämien und Gewinne verschaffte; mit der kurzen Unterbrechung von 1861—1864 hat es bis 1889 bestanden. Ihm folgte ein neues Experiment, das aber der Industrie nicht genug Vortheil bot und 1884 durch ein System der Ausbeute-Besteuerung ersetzt wurde, vermöge dessen die französischen Prämien in den achtziger Jahren zwischen 6 und 11 ℳ für den Doppelcentner schwankten. Bei uns in Deutschland wurde aber die seit 1841 eingerichtete Materialsteuer überhaupt erst seit 1861 bei der Ausfuhr zurückvergütet. Bis dahin lag aus dem einfachen Grunde keine Veranlassung dazu vor, weil Deutschlands Industrie hinter der französischen weit zurück und nicht entfernt in der Lage war, überhaupt an Zuckerausfuhr zu denken. Frankreich allein beherrschte, Dank der Höhe seiner Ausfuhrprämien, den Rübenzucker-Weltmarkt. Demnach ist es eine kaum mehr zu qualificirende Kampfesweise, wenn die „Vossische Zeitung" heute einen Leitartikel über die Verwerflichkeit des Prämiensystems in der Behauptung gipfeln läßt, „daß der Ursprung des Prämiensystems in Deutschland zu suchen ist". Und es gehört absoluter Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl dazu, einen größeren Kreis von Lesern durch die wirthschaftsgeschichtliche Fälschung irre zu führen, die in den Worten liegt: „Deutschland hat in der Zeit, wo es noch an der Fabriksteuer festhielt, verdeckte Prämien gehabt, die geradezu übertrieben waren; es hat aller Einwendungen unerachtet an diesen Prämien festgehalten und dadurch andere Staaten zur Nachahmung gereizt. Es hat dadurch seine Finanzen in Unordnung gebracht, die Ergebnisse der Zuckerbesteuerung verfallen lassen und trotzdem es nicht verhindern können, sich einen erdrückenden Wettbewerb auf den Hals zu laden. Die beklagenswerthen Zustände auf dem Zuckermarkte sind vor allen Dingen das Ergebniß der fehlerhaften deutschen Politik". Da wundere sich Niemand mehr, wenn Zweifel um sich greifen, ob beim Freisinn der gute Wille vorwaltet, wirthschaftspolitische Fragen sachgemäß zu behandeln.

Dem „Pester Lloyd" wird über die Haltung **Deutschlands zur Orientfrage** das Folgende aus Berlin geschrieben:

„Früher noch, als die anderen Botschafter hierzu Gelegenheit fanden, hat die deutsche Botschaft der Pforte die dringende Nothwendigkeit ans Herz gelegt, unverweilt den Reformvorschlägen der Mächte Größe zu geben und Alles vorzukehren, was zur Sicherung der Ruhe und Ordnung im Reiche unerläßlich sei. Und als trotzdem in der Haltung der Pforte kein entschiedenes Entgegenkommen wahrzunehmen war, kam denn die Mission des Botschafters Graffen Saurma beim Sultan, bei welchem Anlasse der deutsche Diplomat eine Sprache führte, die in manchen Stücken noch über dasjenige hinausgegangen ist, was Lord Salisbury gesagt hat und die in der That sehr consternirend auf den Sultan gewirkt haben muß, da sie in klaren Worten auf die Gefahren aufmerksam machte, die nicht blos dem ottomanischen Reiche, sondern dem Sultan selber drohen."

In einem Berliner Blatte wird diese Berliner Correspondenz des „Pester Lloyd" als officiös bezeichnet. „Wenn das, so bemerken hierzu die „Hamb. Nachr.", zutrifft und die Angaben des betreffenden Gewährsmannes auf amtlicher Information beruhten, so würden wir nicht frei von Besorgniß bleiben können. Deutschland wird durch eigenen Interessen nicht genöthigt, in der türkischen Frage irgendwelche Initiative zu ergreifen und sich den näher interessirten Mächten vorzudrängen, wie dies nach der Angabe des „Pester Lloyd" als geschehen anzunehmen wäre. Für Deutschland ist die armenische Frage so wenig wie im Jahre 1877 das Bischen Herzegowina. Deutschlands Interesse weist es darauf hin, in dieser Frage abzuwarten, wie sich die nächstbetheiligten Mächte verhalten, in dem türkischen Spiele in der Nachbar zu bleiben und sich darnach zu richten, was die Vorhand thut. Wir würden es bedauern, wenn Deutschland diesen Standpunct verließe und ohne Noth die Finger in Dinge steckte, die es nichts angehen. Wir können nur annehmen, daß der Berliner Gewährsmann des „Pester Lloyd" falsch berichtet ist und fühlen uns darin durch die Haltung Deutschlands in Sachen der Flottendemonstration bestärkt." — Auch wir haben uns bereits wiederholt im Sinne des Hamburger Blattes ausgesprochen. Was die Berliner „officiösen" Mittheilungen des „Pester Lloyd" angeht, so legen wir denselben nur sehr geringen Werth bei, da sie sich schon wiederholt als irrig erwiesen haben. Immerhin war es nöthig, den Enthüllungen des in dem angesehenen ungarischen Blatte sich breitmachenden Berliner Orakels entschieden entgegenzutreten, um einer Begendenbildung dort vorzubeugen, wo man ein Interesse daran haben muß, jene Mittheilungen für deutsch-officiös zu halten und auszugeben.

Man irrt, wenn man anläßlich der letzten Siege des **französischen Ministeriums Bourgeois** von einem Triumph des Radicalismus spricht. Das Gegentheil ist richtig. Die großen Majoritäten, mit welchen das Cabinet die Welt in Erstaunen setzt, dankt es lediglich einem geschickten Laviren zwischen den politischen Principien des Radicalismus und des Opportunismus mit der deutlich zu Tage tretenden Tendenz, sich auf die den letzteren vertretenden Parteien zu stützen und sich von der socialistischen Bundesgenossenschaft zu emancipiren. So war es, von anderem abgesehen, bei der Debatte über das Anarchistengesetz, so am Mittwoch wieder gelegentlich der Interpellationen wegen Madagaskars. Man erinnert sich noch des Verlangens der radicalen und socialistischen Presse, der Friedensvertrag, den Hovas mit der Königin von Madagaskar geschlossen, müsse abgeändert werden, da er lediglich ein Protectorat vorsehe, während es der Würde Frankreichs, der Staatsklugheit und der Größe der gebrachten Opfer entspreche, das Land einfach zu annektiren. Was that nun der Minister des Aeußeren, Berthelot? Mit vielem Pomp erklärt er, was alle Welt schon wußte, daß Madagaskar eine französische Besitzung sei, was die äußerste Linke ja, wenn sie wollte, als „Einverleibung" deuten konnte, auch behielt er dem Ministerium vor, einige Puncte in dem Vertrag zu ändern, d. h. „klarer zu fassen", den Kern desselben ließ er aber völlig unangetastet und es bleibt demnach bei dem Protectorat des opportunistischen Cabinets Ribot. Herr Bourgeois trieb den Opportunismus gar so weit, daß er sich in die Bresche stellte, um seine Vorgänger im Amte gegen den radical-socialistischen Ansturm zu vertheidigen. Der Minister-Präsident erklärte sich bereit, die Frage der Verantwortlichkeit wegen der bei dem Madagaskar-Feldzug von den früheren Ministern gemachten schweren Fehler auf administrativem Wege zu untersuchen, er lehnte jedoch sowohl die Einsetzung einer Untersuchungs-Commission als auch die Versetzung der früheren Minister in den Anklagezustand ab, und die Kammer stimmte ihm mit allen gegen die 50 Stimmen der Socialisten zu. Herr Bourgeois wird daher in Zukunft auf die Unterstützung dieser Partei verzichten und dafür Ersatz im Centrum suchen müssen, d. h. das radicale Ministerium wird gezwungen sein, im Sinne der republikanischen Concentration zu regieren. Bis jetzt sind alle Concentrations-Cabinete, welche dieses Experiment versucht haben, nach mehr oder weniger kurzer Zeit gescheitert. Auch dem Ministerium Bourgeois dürfte es trotz seiner jetzigen „Erfolge" bald so ergehen, zumal da die radicale Partei es nachgerade satt bekommen wird, ein Ministerium zu unterstützen, das nur noch dem Namen nach radical ist. Schon murren die radicalen Blätter, reden von großer Enttäuschung und kündigen an, daß die Frage der Ministerverantwortlichkeit nochmals vor die Kammer werde gebracht werden.

In **Spanien** erregt wieder einmal die traditionelle Mißwirthschaft des Madrider Gemeinderathes Aufsehen, und man nimmt abermals einen Anlauf zur Reinigung des communalen Augiasstalles. Wenigstens setzte, wie uns heute der Draht meldet, der Untersuchungsrichter fünfzehn

---

Feuilleton.

Der Kampf ums Dasein.

26] Roman von A. von Gersdorff.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Helmuth hatte sein Auspacken aufgegeben, es fehlte für die Menge der Sachen vorläufig noch an Platz im Zimmer. Er saß auf dem Stuhl vor seinem Bett und sah Jakoba's verschönernder Thätigkeit zu. Jetzt kehrte sie ihm ihr Gesicht zu. Sie war fertig mit ihren düsteren Gedanken.

Strahlend lächelte sie ihn an.

„Du sollst sehen, mit ein paar alten Decken und Stoffen und Bildern wird das hier noch so gemüthlich werden, wie irgend denkbar, besonders Abends bei dem rosigen Licht. Bitte, Schatz, nimm den Apoll, den armen Kerl, von dem gelben Kleiderschrank herunter! Sieht er nicht gerade aus, als ob er weinte, mit seinem abgewendeten Gesicht? Morgen machen wir die Koffer leer, stellen sie aufeinander und werfen die große rothe Decke von meinem Bett darüber, und dann kommt der Gott der Schönheit und Dichtkunst da oben hinauf, da in die Ecke, wo die Chaiselongue gestanden hat."

„Du hättest doch am Ende noch mehr von Deinen Sachen aus der Wohnung holen können," meinte Helmuth und sah sich, den Apoll im Arm, rathlos um, wohin mit ihm.

„Nun, ein und das andere Stück hole ich mir auch sicher noch. Ich dachte nur, weil Deine Schwester meinte, es wäre Alles so voll und so reichlich wären Sachen vorhanden —"

„Na ja, na ja!" sagte Helmuth, der sich einer Erörterung über seine Schwester heute Abend nicht recht mehr gewachsen fühlte. —

Man mußte am anderen Tage schon zeitig aufstehen, da Helmuth schon um acht Uhr auf der Redaction sein mußte.

Er trank hastig eine Tasse Kaffee, ohne etwas zu essen, und eilte fort. Jakoba, die sich etwas versäumt hatte, betrat einige Minuten nachher das Wohnzimmer, wo sie nur ihre Schwägerin fand, welche ihren Kaffee und die Zeitung mit augenscheinlichem Behagen genoß. Der Vater war in seinem Zimmer und arbeitete schon. Er war übrigens zu Ende mit seinem Werkchen und schrieb es nun selbst ab. Jakoba trug ein Morgenkleid von rothem Tuch mit grünlichen Spitzen garnirt, ihr goldenes Haar war lose von einem Seidenbande zusammengehalten.

„Ach, Du bist ja so schön!" sagte Maria-Margarethe, von ihrem Zeitungsblatte aufsehend, in jenem Tone, der wieder nur verwundert meinte: „Du hast Dich ja so geputzt!"

Jakoba erröthete etwas ärgerlich. Diese stete Eingangsbemerkung über ihre Erscheinung war ihr peinlich.

„Ich finde es hübsch, wenn Frauen und Mädchen Morgens recht nett und so hübsch wie möglich aussehen. Ich begreife nicht, warum das nur in der zweiten Hälfte des Tages nöthig sein soll und Viele des Morgens so herumlaufen, als wenn da kein Mensch Augen hätte!"

„Gott ja, aber hier — für uns ist doch solche Eleganz nicht nöthig. Dein Mann ist nicht da — der Vater sieht so etwas überhaupt nicht, und ich bin befriedigt, wenn Einer sich reinlich und praktisch anzieht."

Nun, so sah sie allerdings aus in ihrem kurzen, schmucklosen Rock von blau und grau gestreiftem Flanell, mit der Schürze und einer etwas großen Morgenhaube, welcher man den Preis (eine Mark) ansehen konnte.

„Ich ziehe mich für mich selbst hübsch an, es thut meinen eigenen Augen wohl, wenn ich mich im Spiegel sehe."

„Nun, um meinen eigenen Augen wohl zu thun", lächelte Maria-Margarethe, „dazu bin ich nicht reich genug. Ich bin leider keine berühmte Schriftstellerin, die das Geld, wenn auch noch nicht in der Tasche, so doch im Kopfe hat."

„Da hast Du recht", sagte Jakoba ernst. „Aber warum bist Du so unliebenswürdig gegen mich, liebe Maria-Margarethe?"

„Ich bin unliebenswürdig?! Womit habe ich Dich denn verletzt? Ich habe ja kein Wort gesagt. Du mußt doch nicht Alles übel nehmen, liebe Jakoba. Ich meine es doch nur gut, wenn ich Dich darauf aufmerksam mache, daß Du Deine schönen Sachen hier schonen kannst."

Jakoba stand auf. Sie war rasch mit ihrem Frühstück fertig. Sonst war ihr dies eine sehr liebe Stunde am Tage gewesen, wo sie still und sich sammelnd für die Arbeit, ihre Briefe gelesen und ihre Journale durchblättert hatte. Ihre Post hatten sich die Gatten postlagernd bestellt, heute konnte also noch nichts hier sein.

So ging sie in ihr Zimmer zurück.

Hier war unterdessen aufgeräumt worden, nämlich Guste hatte die Chaiselongue wieder hübsch ordentlich in die Ecke an die Wand geschoben, hatte die Tülldecke wieder auf den Tisch gelegt, die Lampenschleier mit großen Petroleumfingern versehen und abgenommen und die Gardinen sauber wieder in die Halter gesteckt, so daß man der ganzen Pracht der grauen Mauer und der verschiedenen Küchenfenster ansichtig wurde. Die Fenster waren geöffnet, um frische Luft aus dem „Brunnen" zu pumpen, aber dem Schlächter unten schien immer noch etwas zu verfaulen. Auch der Apoll, den Helmuth gestern auf die Erde gestellt, hatte wieder seinen Thron auf dem gelben Kleiderschrank bestiegen. Jakoba's Seidenkleid vom Tage vorher war hineingehängt und Alles, was von Toilettengegenständen umhergelegen, war ebenfalls irgendwo verwahrt. Auf dem Fußboden standen die Schmutzflecke, und Guste zog eben mit Jakoba's seinen Lackschuhen ab, um sie mit der allgemeinen Wichsbürste zu behandeln. Kurz, Alles war und wurde ordentlich und reinlich besorgt.

Jakoba setzte sich still auf den Stuhl vor ihrem Bett und überlegte.

So ging das Leben nicht. Und gehen mußte es. Gab es denn nichts, womit man sich helfen konnte? Natürlich gab es etwas. Zunächst die Arbeit. Ja, da saß schon der große Haken. Wer konnte unter diesen Verhältnissen schaffen? Und doch mußte gearbeitet werden. Hier auch noch müßig gehen? Entsetzlicher Gedanke. Wer hatte doch einst gesagt, daß er sich nie von Stimmungen abhängig mache bei der Arbeit! War dies denn etwas Anderes? Unglück war es doch nicht — sie hatte ihr Glück, ihren Helmuth ja bei sich. Sie waren zusammen! Und Allem entgegen! hatten sich sich gestern vorgenommen. Und nun ließ sie sich durch solch elende, kleine Bagatellen ernstlich verstimmen, sich untüchtig machen für den großen Zweck ihres Lebens?! Sie kannte doch ihre kleine Schwägerin mit ihren guten, soliden Eigenschaften und ihren kleinen, ärgerlichen Eigenheiten — lieber Himmel, wer hatte keine! Und sie kannte doch auch ungeschulte Dienstboten! Was wußte die dumme Guste von Zimmereinrichtungen! Ordnung und Unordnung waren ihr vielleicht klar, auf Nuancen zwangloser Anmuth konnte sie unmöglich eingehen sollen.

Jakoba schämte sich wirklich ihrer Kleinlichkeit. Nein. Die Sache sollte anders angefaßt werden. Mit Gott und mit Liebe, hatte sie gestern gesagt, und mit Arbeit. Jetzt dachte sie noch eines andern Trösters in kleinen Widerwärtigkeiten und sagte lächelnd zu sich selber: „Mit Humor!"

Ja. Sie wollte von Neuem beginnen, sich auf Alles vorbereiten und vor allen Dingen ihre Arbeit nicht von Aeußerlichkeiten abhängig machen. Wie viele Unglückliche gab es, die mußten arbeiten, mit hungerndem Magen und frierenden Fingern — in irgend einer schrecklichen Ecke oder unter Kindergeschrei.

Beinahe wäre es sofort wieder um ihren Humor geschehen gewesen, denn als sie den Schrank öffnete, drang ihr eine Wolke von penetrantem Kampfergeruch entgegen. Und der war ihr furchtbar.

Da hatten nämlich immer die Winterfachen des Obersten gehangen.

Jakoba riß schnell ihre und Helmuth's Kleider heraus und schloß den schrecklichen Geruch wieder ein.

Nein, das mußte irgendwie geändert werden, wenn Helmuth zu Tisch kam.

Energisch verscheuchte sie die wieder aufsteigende Verdrießlichkeit und machte sich daran, die von Guste hergestellte Ordnung wieder umzustoßen, so daß es bald wieder aussah, wie am Abend vorher.

In diesem Augenblick steckte Maria-Margarethe die große Morgenhaube zur Thürspalte herein und sagte: „Wenn Du willst, kannst Du jetzt arbeiten kommen, ich —"

Sie trat ganz herein und sah sich mit mitleidigem Lächeln um.

„Soll das so stehen bleiben? Mitten in der Stube? Sehr genial! Und die schönen, reinen Gardinen, sollen die so schleppen? Wo ist denn die gute Tülldecke, ich habe sie gestern neu gekauft."

Jakoba aber trat, eingedenk ihrer Vorsätze, herzlich auf sie zu und sagte, sie heiter umfassend: „Nicht schelten, Hausmütterchen! Jedes Thierchen hat sein Plätzchen, und das muß man ihm lassen, sonst fühlt es sich nicht wohl!"

„Na, meinetwegen, Kinder!" sagte Maria-Margarethe, ganz großmüthig verzeihend, „wenn ich nur nicht hier sitzen soll!"

„Sag', Schatz, weißt Du nicht ein Mittel gegen den starken Kampfergeruch in diesem sehr praktischen Schranke?" fuhr Jakoba fröhlich fort.

„Das ist aber doch ein sehr gesunder Geruch."

„Ja, aber ich mag ihn nicht, Liebste."

„Wie sonderbar! Er ist doch so kräftig. Aber, es ist ja wahr, Du bist wohl sehr verwöhnt von Deinen vielen Parfüms. Wenn Du ins Zimmer kommst, dann kommt immer eine ganze Wolke von allem möglichen Duft mit."

„Uebertreibst Du nicht ein wenig, Schatz?"

„Ich weiß nicht, Liebste, ich sage nur so wie es mir vorkommt. Bei Anderen kann es ja anders sein. Willst Du jetzt arbeiten kommen? Ich habe Alles nett gemacht drüben."

SLUB
Wir führen Wissen.